

Die erste Satire des Horaz stellt nach F. A. Wolf den Geiz in seiner lächerlichen und verächtlichen Blöße dar und läßt in der Begierde sich zu bereichern und in der Knauserei, welche den Gebrauch des Erworbenen ewig verschiebt, die geheimen Ursachen erkennen, warum viele Menschen mit ihrem Loose unzufrieden sind. Von jener Unzufriedenheit, welche den Erwerbsüchtigen von Zeit zu Zeit bis zur Verwünschung seiner Lebensart ergreift, so wie jeden, dem die Thätigkeit seines Standes nicht um ihrer selbst willen lieb geworden, geht der Dichter aus und schlendert seinen Weg mit der gewöhnlichen behaglichen Nachlässigkeit fort, die einer der auszeichnendsten Unterschiede der Satire und des poetischen Briefes bildet. Und so wird das Stück zu einem zwar nicht sehr kunstreichen, oder den bekannten Gegenstand mit Neuheit behandelnden, aber doch zu einem schönen und befriedigenden Ganzen.

In dieser Entwickelung ist fast kein Satz, gegen den sich nicht gegründete Einwendungen machen lassen; aber am wenigsten verdient doch das Billigung, was von dem behaglichen Schlendergange gesagt ist, welcher die Satire als Gattung auszeichnen und von der poetischen Epistel unterscheiden soll.

Hat Wolf die Horazischen Satiren wirklich als dichterische Schöpfungen angesehen, welche eines strengen Gedankenganges entbehren und eine künstlerische Abrundung vermissen lassen? Das ist kaum zu glauben. Wer sich durch Nachdenken überzeugt hat, wie sorgfältig Horaz in der Durcharbeitung und Gestaltung seiner Satiren gewesen ist, kann dem mit vornehmer Nachlässigkeit hingeworfenen Worte Wolfs keine Bedeutung beimessen. Aber auch die Belehrung, welche über die erste Satire gespendet wird, daß das Ganze nicht sehr kunstreich sei, wer kann sie sich aneignen, wenn er auch wieder hören muß, daß eben dieses Ganze schön und befriedigend sei? Wie reimt sich das zusammen? Doch wie dem auch sei, so ist es doch Wolf gewesen, der zuerst einen Tadel über die erste Satire des Horaz ausgesprochen hat, der fort und fort bis auf den heutigen Tag wiederholt wird. Die Begründung dieses Tadels rührt freilich von Heindorf her, der nach seiner gediegenen Art sich keineswegs mit einer allgemeinen Andeutung begnügte, sondern die ihm mißfälligen Punkte mit aller Bestimmtheit bezeichnete. Auch hat sich dieser Gelehrte wohl gehütet, von einer Anerkennung der poetischen Leistung, ja auch nur von einer Entschuldigung des Dichters das Mindeste verlauten zu lassen; man müßte denn den Gedanken als eine solche ansehen, daß in dem Plan und Fortschritt des Ganzen einer der frühesten

Versuche des Horaz in dieser Art von Poesie zu erkennen sei. Das Thema, so lautet Heindorfs Urtheil, scheint im Eingang ausgesprochen: Woher kömmt die allgemeine Unzufriedenheit der Menschen mit ihrer Lage, das neidische Hinblicken auf das anders gestaltete Leben des Nebenmannes? Nachdem dieser allgemeine Satz in Beispielen anschaulich gemacht und die Inconsequenz eben dieser Unzufriedenen erwähnt worden ist, welche dennoch keine andere Lage eintauschen möchten, geht der Dichter plötzlich von diesem fruchtbaren Thema, welches bei den vielfachen Quellen dieser Unzufriedenheit so ergiebig an feinen und tiefen Bemerkungen war, auf eine einzige über, nicht auf die Habsucht oder die unmäßige Sucht sich zu bereichern, sondern auf jene Leidenschaft, welche ewig den Genuß des Erworbenen verschiebend einzig im Sammeln ihre Befriedigung findet. Der Geiz wird in dem Haupttheil dieser Satire als eine lächerliche und verderbliche Thorheit dargestellt. Auf einmal bricht mit dem Vers 108 Horaz ab, den Inhalt des Gesagten im Tone der Verwunderung wiederholend. Diese Wendung, der unsanfte Uebergang von dieser Verwunderung zu Vers 113, die nicht minder hart angefügte Folgerung, Vers 117, endlich der Schluß des Ganzen, Vers 120, mit dem jedes ähnliche Gedicht auf dieselbe Weise enden konnte: alles das trägt, wenn wir uns nicht täuschen, die Spuren eines ersten Versuches. — Einen künstlich versteckten Plan haben wir in dieser Satire nie finden können, und so weit auch schon der junge Dichter seinen Vorgänger Lucilius in der Diction und im Versbau übertroffen haben mag, so schön und geistvoll auch einzelne Stellen sind: schwerlich wäre Horaz durch seine Satiren der Liebling der geistvollsten Weltmänner aller folgenden Jahrhunderte geworden, wenn er sie alle in diesem Ton und Geiste gedichtet hätte.

Zuvörderst drängt sich hier die Bemerkung auf, daß Heindorf, auch wenn er im Wesentlichen das Rechte getroffen hätte, doch mehr sagt, als er hätte sagen sollen. Er läßt nur einzelne geistvolle Stellen der Satire gelten, während doch die Gedankenentwickelung in den beiden Haupttheilen des Gedichts tadellos und weder von ihm noch von sonst einem Kritiker angefochten worden ist. Der eigentliche Gegenstand des Tadels ist also das scheinbare Mißverhältniß der Einleitung zu den beiden Haupttheilen. Dazu kommen allerdings noch einige Bedenken, welche der Schluß erregt. Widerlegt ist indessen Heindorfs Kritik nicht. Zwar hat Kirchner einen Versuch gemacht, dem von mehreren Seiten Beifall geschenkt worden ist; aber dem neuesten Uebersetzer und Erklärer der Horazischen Satiren hat dieser Versuch doch nicht genügt. Vielmehr hat derselbe eine eigenthümliche Ansicht vorgetragen, welche freilich kein höheres Ziel erreichen will als eine Milderung des von Heindorf ausgesprochenen Tadels. Unter diesen Umständen scheint es nicht überflüssig, den Gesichtspunkt anzudeuten, aus welchem diese Satire betrachtet werden muß, um sie als poetische

Schöpfung zu rechtfertigen und den Dichter von dem schwerwiegenden Vorwurf zu befreien, daß er an die Spitze der ganzen Sammlung seiner Satiren ein formell mißlungenes Werk gestellt habe.

Wie Horaz seine Satiren beurtheilt, und welche Kunstaufgabe er sich gestellt hat, sagt er selbst. Als nämlich die ersten Satiren des Horaz einzeln öffentlich bekannt wurden, fehlte es nicht an Tadlern, welche verwundert fragten, ob so etwas ächte Poesie sei. Freilich nicht! antwortete Horaz. Aber wer hat euch denn gesagt, daß ich es dafür ausgebe? Sat. I, 4 39—45.

Primum ego me illorum, dederim quibus esse poetis,
Excerpam numero: neque enim concludere versum
Dixeris esse satis; neque si qui scribat uti nos
Sermoni propiora, putes hunc esse poetam.
Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.

Erstens schließ' ich von denen mich aus, die meines Erachtens
Dichter zu heißen verdienen: denn nimmer genügt es doch dazu,
Daß man ein Verslein drechselt; und dann, schreibt einer wie ich thu,
Was so wie Prosa klingt, mußt nicht als Dichter ihn preisen.
Aber hat einer Genie, hat er höheren Schwung und besitzt er
Mächtiger Rede Gewalt: dem zölle die Ehre des Namens.

Und doch war das nicht des Dichters voller Ernst. Denn erhabene Dichtungen verdienen doch nicht allein Dichtungen zu heißen. Das was Horaz über die Satire und Komödie sagt ist nur eine heitere Wendung des geistreichen Mannes, um seinen unverständigen und übelwollenden Tadlern auszuweichen und, nachdem er ihnen ein Schnippchen geschlagen, sich zur Vertheidigung der moralischen Seite seiner Dichtung, an welcher ihm für jetzt mehr lag, zu wenden. Daß er nur ausweicht, sieht man z. B. recht deutlich aus den Worten des Verses 63.

Hactenus haec: alias justum sit necne poema,
Nunc illud tantum quaeram . . . .

Soviel jetzt! Ob ächtes Gedicht das oder auch nicht sei,
Davon ein anderes Mal!

Er ist natürlich nie zur Erörterung dieser Frage zurückgekehrt; aber über den dichterischen Werth der Satire hat er ein sehr klares und wohlbegründetes Urtheil gehabt: er hat die Satire für eine Dichtungsart angesehen, die nur auf dem Grenzrain der Poesie und Prosa gedeihe. Zwar durfte er als ein Mann, der im Wesent-

lichen das Glück innerer Uebereinstimmung empfand, und wo eine Störung desselben eintrat, den mächtigen Trieb dasselbe wieder herzustellen, in der Heiterkeit seines Gemüthes so wie in dem Drange aus sich zu schaffen und zu gestalten eine Bürgschaft seines dichterischen Berufes erkennen; allein seine Vorstellungen von dem Wahren, Guten und Schönen befanden sich doch mit dem, was er in der Welt um sich sah, in einem bedenklichen Streite. Wohl ist es unserem Dichter nicht selten gelungen zu zeigen, wie die Thorheit der Welt sich in sich selbst zerstört und nur die Vernunft nicht die Unvernunft die bleibende Macht in der Welt ist, und soweit es ihm gelungen ist darzustellen, wie die Thorheit, ungeschickt in ihren Mitteln, sich durch sich selbst vernichtet, wird man seiner Satire wahren dichterischen Gehalt nicht absprechen dürfen. Aber diesen poetischen Eindruck macht sie doch nicht immer. Dagegen macht sie stets den Eindruck, daß sie nach strengen Kunstgesetzen gearbeitet ist. Das kann man mit Recht von der ganzen Horazischen Poesie sagen. Die Dichtungen des venusinischen Sängers sind, und wie könnte dieß auch anders sein? allerdings von ungleichem Werthe: manche sind unbedeutend oder doch nichts weiter als poetische Kleinigkeiten; einige wünscht man sogar weg; aber vernachlässigt in der Form ist keines seiner Werke, keines rechtfertigt die Vorstellung, welche sich manche Ausleger von ihm gemacht haben, daß er das Dichten vor den Augen der theilnehmenden Welt erst nach und nach gelernt habe. Das schließt natürlich eine weitere Entwickelung des Dichters, eine Veränderung seines Kunstgebrauches in der Behandlung der Sprache und des Verses nicht aus; aber man hüte sich doch auch die abweichenden Eigenthümlichkeiten der früheren Dichtungen als Fehler zu bezeichnen. Denn vieles von dem, was als Verstoß gegen die Regeln der Kunst angesehen worden ist, hat der kundige Meister mit weisem Bedacht so gedichtet, weil es gerade in der Form seinen Zwecken am beßten taugte. Und was namentlich die Satiren anlangt, so hat uns Horaz selbst durch die zehnte Satire des ersten Buches berechtigt an alle Dichtungen dieser Gattung den strengsten Maßstab anzulegen. Wer die Formlosigkeit eines Lucilius und anderer Dichter der früheren Periode so scharf tadelt, wie Horaz thut, muß selbst ein gutes Gewissen haben. Wer so geistvoll und treffend wie er die Gesetze des Vortrags entwickelt, ermächtigt damit seine Leser zu fragen, ob der, welcher so viel fordert, selbst den strengen Forderungen gewissenhaft nachgekommen ist.

Man kann einwenden, daß die zehnte Satire in den Anfang des Jahres 723 fällt, mithin in das 34. Lebensjahr des Dichters, und daß mit dem Maße der bis dahin gewonnenen Einsicht und Kunstreife die Dichtungen nicht gemessen werden dürfen, welche in eine frühere Zeit fallen, wie man das von der in Frage stehenden Satire zu wissen glaubt. Denn ziemlich übereinstimmend wird diese in das Jahr 719 gesetzt. Zwar so schlagend ist der Beweis nicht, daß er jede Widerrede ausschließt,

aber die Zeichen, aus dem dichterischen Wechselverkehr der beiden Freunde Virgil und Horaz entnommen, leiten doch mit hoher Wahrscheinlichkeit zum genannten Jahre hin. Aber wenn auch die erste Satire im Jahre 719 entstanden ist, so konnte doch der Dichter einige Jahre später als 37jähriger Mann, da er die Sammlung seiner Satiren veranstaltete, für sich den Ruhm künstlerischer Vollendung nicht in Anspruch nehmen, wie er wirklich thut, wenn in seiner Sammlung Stücke waren, von denen er selbst sich gestehen mußte, daß sie mit auffallenden Mängeln behaftet seien. Hätte er solche Stücke gefunden, so hätte er sie gewiß überarbeitet und durch Tilgung der Fehler dem Ganzen ein gleichartiges Kunstgepräge gegeben. Aus dem Gesagten erhellt, daß die erste Satire nicht wohl eigens für die ganze Sammlung als Einleitung gedichtet sein kann. Aber dem Inhalte nach wäre es möglich. In dieser Beziehung hat die erste Satire unverkennbare Aehnlichkeit mit den Gedichten, welche die Sammlung der Lieder und Briefe eröffnen: in allen diesen Gedichten wird ein Ueberblick über die verschiedenartigen Bestrebungen der Menschen geboten. In der ersten Ode wird das mannigfaltige lächerliche Treiben der Menschen überschaut, um zuletzt auch sich selbst anzureihen, der wohl so lächerlich scheinen könne als die andern alle, wenn er auf die Anerkennung seiner Dichtungen einen solchen Werth lege; nur daß er das Bewußtsein habe als gottbegeisterter Sänger über dem gewöhnlichen Treiben der Welt zu stehen. Und wie hier, so wird auch in dem ersten Briefe das Menschenleben mit heiterem Blick durchmustert. Denn nachdem in den Versen 11—12 das Thema ausgesprochen worden ist, daß der Dichter sich von der Poesie zur Philosophie gewendet habe, erkärt er im ersten Theil bis Vers 33 wie das zu verstehen sei, zeigt dann im zweiten bis Vers 68 den Nutzen der Philosophie im Gegensatze zur Lehre der Geldmenschen und entwickelt im dritten Theile, warum er sich von der Denkweise des Volkes, in dessen Mitte er doch lebe, scheide. Hier ist es nun, wo er mit heiterem Humor, der selbst den hohen Freund Mäcen nicht schont, die mannigfaltigen Bestrebungen der Menschen betrachtet und darthut, daß die Welt ihm nicht sagen könne, was er zu thun und zu lassen habe: das könne nur die Philosophie.

In dem Eingange der ersten Satire, welche gegen die Habsüchtigen gerichtet ist, die immer zusammen scharren, ohne je zum Genusse zu kommen, betrachtet der Dichter mit heiterem Sinn die Unzufriedenheit, welche sich in den Menschen der verschiedenen Stände regt, weil sie, von einem augenblicklichen Ungemach gequält, neidisch auf einen andern blicken, der nicht von derselben Beschwerde gedrückt wird wie sie. Diese Unzufriedenheit verspottet der Dichter mit dem glücklichsten Humor. Was sich in diesen Unzufriedenen regt ist freilich auch eine Art von Habsucht, aber doch reizen sie zum Lachen, wenn sie die von ihrem Lebensloose unzertrennlichen Beschwerden gar zu

lebhaft empfinden und die Lage anderer für wünschenswerther halten, während sie doch den Tausch, wenn ihnen ein Gott denselben anböte, nicht annehmen möchten. Indessen gibt es auch eine andere Art von Habsucht, welche der Dichter nicht scherzend, wie bisher in der Einleitung, sondern im ernsten Tone zu besprechen sich anschickt. Nun zeigt er im ersten Theile, wie haltlos und nichtig die Ausflüchte sind, mit denen die Habsüchtigen ihre Begierden beschönigen, und stellt im zweiten Theile dar, wie groß ihr Unglück und ihr Elend ist. Von den vielfachen Quellen aus denen die Unzufriedenheit der Menschen fließt, hat der Dichter allerdings nur eine zum Gegenstand seiner satirischen Darstellung gemacht, aber eine solche, die für alle gelten kann. Denn im Grunde entspringt doch alle Unzufriedenheit aus Habsucht, d. h. aus der Begierde des Menschen, der, des eigenen Glückes nicht achtend, mit den Vortheilen, deren er sich erfreuen könnte, die Annehmlichkeiten und Vorzüge verbinden möchte, die der Nachbar voraus hat. Der Dichter geiselt also nicht bloß die ihm allerdings besonders verhaßte Gier nach Geld und Gut, sondern das unzufriedene, habgierige Menschenherz überhaupt, aber nach Dichterbrauch, der statt des Allgemeinen das Einzelne zu nennen liebt, hat er den Habsüchtigen gesetzt, und es jedem Unzufriedenen überlassen die Anwendung von dem, was zur Characteristik des Habsüchtigen und seiner Armuth an Werth, Genuß und Liebe gesagt worden ist, auf sich selbst zu machen.

In dieser kurzen Inhaltsangabe der ersten Satire ist einstweilen angenommen worden, daß der Dichter im Eingang nur vorübergehend nicht bleibend Unzufriedene nennt. Diese Annahme ist nicht neu. Wolf war es bekanntlich, der diese Bemerkung zuerst machte, oder, wenn man will, derjenige Gelehrte, dessen Vermuthung er vertheidigte. Der Kaufmann, den der Südsturm auf dem Meere gepackt hat, der Rechtsgelehrte, den der Rathbedürftige am frühen Morgen herausstrommelt, der Gutsbesitzer, der in widerwärtigen Rechtssachen einen verdrießlichen Gang in die Stadt machen muß: alle diese sind nicht für immer mit ihrem Stande zerfallen, sondern nur gerade jetzt, wo sie ein vorübergehendes Ungemach schmerzlich empfinden, beneiden sie das Loos eines, wie ihnen scheint, Glücklicheren, der freilich von diesen Unannehmlichkeiten nichts wisse. Da muß es nun gewiß auffallen, daß der Vierte in der Reihe, der Kriegsmann, sich in einer ganz anderen Lage befindet. Diesen nämlich läßt Horaz über den Druck der Jahre klagen, den natürlich Niemand dem erschöpften Manne abbürden kann. Der Krieger ist also nicht von derselben Art wie die Uebrigen und gehört nicht in die gleiche Reihe, und wenn der Dichter ihn doch in dieselbe gestellt hat, so hat er einen Fehler gemacht. Diesen Vorwurf hat jedoch die Kritik zu beseitigen gewußt, indem sie die Last der Jahre mit der der Waffen vertauschte: Bouhier schlug vor für gravis annis lieber gravis armis zu lesen.

O fortunati mercatores! gravis armis
Miles ait, multo jam fractus membra labore.

O glückseliger Kaufmannsstand! ruft unter der Waffen
Last der Soldat, dem Mühen des Tags schon die Glieder gebrochen.

Die durch Wolf ausführlich, wenn auch mit Gründen von ungleichem Werthe gerechtfertigte Vermuthung wird indessen mit befremdlicher Uebereinstimmung von sämmtlichen Herausgebern seit Heindorf hartnäckig abgelehnt. So groß ist die achtungsvolle Rücksicht auf das einstimmige Zeugniß der Handschriften! Darf das hier gegen das lautere Zeugniß des Sinnes und Zusammenhanges ein solches Gewicht haben? Orelli, dem Andere beistimmen und den Niemand widerlegt, weist, um seinen Widerspruch zu begründen, mit großem Nachdruck auf das Wörtchen jam hin. Dieses Wörtchen soll die Ansicht, daß hier nur ein vorübergehendes Uebel als Ursache der Unzufriedenheit gemeint sei, schlechterdings ausschließen. Da sieht man doch recht deutlich, wie der gelehrte Eifer sich auf Scheingründe beruft, ja, wäre der Fall nicht zu unbedeutend, so möchte man in solcher Art zu streiten einen Beweis finden für die Gerechtigkeit des Vorwurfs, daß den Gelehrten oft nicht so viel an der Wahrheit liege, wie sehr sie auch sich für dieselbe zu erhitzen scheinen, als am Widerspruch. Nach Orelli's Ansicht hätte jam hier weggelassen, oder mit simul vertauscht werden müssen; denn jam weise handgreiflich darauf hin, daß nicht an eine Ermüdung zu denken sei, von der man sich durch einige Ruhe leicht erhole, sondern an eine dauernde und bleibende Erschöpfung der Kräfte. Aber jam drückt weiter nichts aus, als daß die Ermüdung des Körpers bereits eingetreten ist, wodurch natürlich die Nothwendigkeit die Last der Waffen noch weiter zu tragen um so schwerer empfunden wird. Es wird uns also ein Krieger geschildert, der todmüde durch die Strapazen des Tages noch immer nicht zum Ausruhen gekommen ist, sondern unter dem Drucke der Waffen stehen muß. Ein Zustand, auf den jam als einen bereits eingetretenen hinweist, kann dauernd und bleibend sein, aber wo steht denn geschrieben, daß er es sein müsse? Zwischen dem Eintritt eines Zustandes und dem dauernden Bestand des Eingetretenen findet schlechterdings kein innerer Zusammenhang Statt. Und was soll man endlich dazu sagen, daß Orelli am Schlusse seiner Anmerkung lehrt, um den von Wolf geforderten Sinn zu erhalten, hätte es heißen müssen: quum aliquando fractus labore est! Ist es nicht auffallend, wenn einem Sprachgelehrten, wie Wolf war, Schuld gegeben wird, er habe jam in dem Sinne von aliquando oder forte aufgefaßt?

Aber, um nun auf das Verhältniß des Eingangs zum Hauptgedanken zu kom=

men, wo ist denn der Beweis, daß der vorhin angedeutete Gesichtspunkt auch der des Horatius gewesen ist? Er muß natürlich in dem Gedankenverhältniß selbst liegen, oder darin, daß die Unzufriedenen im Eingange der Dichtung auch Habsüchtige sind. Wenn man bisher sich in diesen Gesichtspunct nicht gestellt hat, so hat man darum keine Ursache den Horaz zu schelten, zumal da dieser selbst in dem Schlusse seiner Satire den Leser darauf hingewiesen hat, daß dieser Gesichtspunct zu nehmen sei. Eben dieser Schluß freilich sieht aus wie ein Schluß nach dem Schlusse. Man könnte sich nämlich denken, daß die Satire mit den Worten aufhörte:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Jegliches hat sein Maß und es gibt feststehende Grenzen,
Die streng scheiden das Recht von dem Unrecht hüben und drüben.

Dieser Gedanke in Verbindung mit der vorhergegangenen humoristischen Veranschaulichung des Zuviel und Zuwenig würde einen ächt Horazischen, durch ein Pfefferkorn des Witzes gewürzten Schluß bilden. Der zweite Theil der Satire würde dann mit Vers 100 enden. Der durch die Vorstellungen des Dichters geängstigte Habsüchtigte fragt hier: Was räthst du mir nun? Er erhält die Belehrung, daß wer sein Leben recht führen wolle, die Mitte zwischen Erwerben und Genießen halten müsse. Hätte jedoch der Dichter wirklich so geschlossen, so würde uns nicht recht klar geworden sein, warum er von der allgemeinen Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Loose ausgegangen ist: er hätte uns keinen Wink gegeben über die geistige Verwandtschaft, die in seinem Sinne zwischen den in der Einleitung verspotteten Unzufriedenen und den Personen besteht, welche weiterhin die Streiche der satirischen Geißel fühlen müssen. Aber indem Horaz das Ende ausdrücklich an den Anfang anknüpft, gibt er uns deutlich genug zu verstehen, daß wir die zuerst genannten Personen, ja alle Unzufriedenen als Habsüchtige zu denken haben. Im Eingang wird die Frage aufgeworfen:

Qui fit Maecenas, ut nemo quam sibi sortem
Seu ratio dederit, seu fors objecerit, illa
Contentus vivat?

Wie geht's zu, Mäcen, daß Niemand mit dem Beruf, den
Bald gab eigene Wahl, bald Glück zuwarf, sich zufrieden
Zeigt?

Die aufgeworfene Frage wird nicht sogleich beantwortet; aber Vers 108 heißt es in einer leider nicht ganz sichern Ueberlieferung:

> Illuc unde abii redeo, nemo ut avarus
> Se probet.

> Jetzo zum Eingang kehr' ich zurück, daß nimmer die Habsucht
> Selbst sich gefällt.

Damit ist die durch die Dichtung gerechtfertigte Antwort gegeben. Die Wiederholung der Frage ist gewiß nicht am Platze; man verlangt jetzt Antwort und Aufschluß. Und diese gibt der Dichter so, daß er als habsüchtig alle die bezeichnet, welche des Guten, dessen sie sich zu erfreuen haben, nicht froh werden, weil sie immer neidisch auf das hinblicken, was andere besitzen, und sich härmen, wenn des Nachbars Geiß ein volleres Euter hat, weil sie nicht daran denken sich mit denen zu vergleichen, von denen sie selbst durch Gaben der Natur oder des Glücks einen Vorzug haben. Das ist die Quelle der Unzufriedenheit unter den Menschen, das ist der Grund, warum selten einer vom Gastmahl des Lebens als ein gesättigter Gast aufsteht.

Auf diese Weise zeigt sich, daß der Plan des Gedichts wohl durchdacht und die Entwickelung der Gedanken den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes, und das ist am Ende so viel als der Kunst, gemäß ist. Auch die übrigen Bedenken lassen sich leicht beseitigen. Man bezeichnet mehrere Stellen, an welchen die Verbindung ungefällig, die Uebergänge hart sein sollen. Wenn es unerlaubt ist nach Aufzählung einer Reihe von Einzelheiten abzubrechen und einen allgemeinen Gesichtspunct für die Beurtheilung des Einzelnen anzugeben, wenn es verpönt ist die Tonart des Vortrags mit dem Gegenstande zu ändern und auf diese Aenderung ausdrücklich aufmerksam zu machen, wenn es Tadel verdient, daß ein Schriftsteller den beschränkteren Gesichtspunct der Betrachtung aufgibt und mit einem höheren vertauscht: so ist allerdings nichts dagegen einzuwenden, daß man dem Horatius Vorwurf auf Vorwurf macht. Aber wenn es Thorheit ist solche Gesetze aufzustellen, so ist auch jener Tadel als völlig unbegründet zurückzuweisen. Der Tadel endlich, welcher nach Heindorf auch von Orelli und Ritter ausgesprochen worden ist, daß die Schlußverse:

> Jam satis est. Ne me Crispini scrinia lippi
> Compilasse putes, verbum non amplius addam.

> Doch jetzt Punctum! Man glaubt ja, ich hätte Crispinus des Triefaugs
> Mappen diebisch geplündert; darum kein weiteres Wort mehr!

an jede Schrift ähnlicher Art angehängt werden könnten, ist durchaus nicht gerechtfertigt. Freilich! Was kann nicht jemand thun, wenn er es mit seiner Schreiberei nicht genau nimmt und statt etwas zu sagen, was zur Sache gehört, leere Formeln braucht, die man Scherwenzel nennt? Aber als Schluß passen kann die Wendung nur da, wo der Verfasser den Schein geschwätziger Breite erregt hat. Und in diesem Falle befindet sich Horaz. Er hat sich nämlich wiederholt, wie Schwätzer thun und gewiß Crispin, der stoische Tugendprediger, oft gethan hatte. Aber doch ist die Wiederholung nur scheinbar, denn sie ist nicht müssig. Sie soll vielmehr den denkenden Leser in den Gesichtspunct stellen, aus welchem betrachtet die Unzufriedenen mit einander, und ihr Name ist legio, als Habsüchtige erscheinen. Was ist natürlicher, als daß der Dichter so schließt, wie er geschlossen hat? Es wird hoffentlich nicht nöthig sein, noch ein Wort hinzuzufügen.

Noch zwei Punkte verdienen eine nähere Betrachtung. Zuerst der Uebergang vom ersten Theil zum zweiten, welcher so sanft und unmerklich ist, daß man in Verlegenheit kommt, wenn man die Stelle genau bezeichnen soll, wo der erste aufhört und der zweite beginnt: die Verse 63—68 gehören zu beiden. Die vierte Ausflucht, mit der die Habsüchtigen ihr rastloses Zusammenscharren beschönigen, ist die, daß der Besitz den Mann mache, der eben in den Augen der Welt soviel wiege als sein Vermögen schwer sei. Diese Ausflucht widerlegt der Dichter nicht wie die ersten, sondern characterisirt sofort den Habsüchtigen als einen Elenden, der zwar heimlich sich an seinem Goldschatz erfreue, aber doch ein verächtliches Wesen sei, wie ihn denn in diesem Falle auch das Volk dafür hält. Damit ist der Dichter bereits in den zweiten Theil übergegangen, in welchem er schildert, wie unglücklich und elend die Habsüchtigen sind, die ohne Achtung, ohne Genuß, ohne Liebe durchs Leben gehen, ja sogar in ihrer Existenz bedroht sind. Das macht Eindruck auf den Habsüchtigen und bereitet die endliche Erkenntniß vor, daß nur der auf dem rechten Wege wandelt, welcher sammelt, aber auch genießt.

Der Ausdruck dieser Gesinnung hätte wohl den Dichter vor dem Vorwurf schützen sollen, der ihm jüngst gemacht worden ist, daß er von einem fanatischen Hasse gegen den Geiz erfüllt sei. Dieser Tadel wird allerdings durch eine Entschuldigung gemildert. Diese Gesinnung, so heißt es, ist ein Hauptzug in Horazens edler Natur, obschon der Umstand, daß er ohne Familie und Kinder fast allein in der Welt stand, und zugleich wohlhabend und bedürfnißlos und frei von Ehrgeiz war, ihm die Verachtung des maßlosen Erwerbs und Reichthums mehr als andern erleichterte. Allein die vorliegende Satire zeigt keine Spur, daß Horaz den Werth der Erdengüter nach Schwärmerart verkannt habe. Der Filz, der sich alles vom Leibe schmorgt, ist ihm gerade so verhaßt, als der Schwelger und Verschwender: er

will durchaus das rechte Maß getroffen wissen und läßt durch alle Verachtung der Habsucht die Einsicht durchblicken, daß das Geld keineswegs werthlos sei. An sich freilich hat es, nach seinem Sinne, keinen Werth, sondern nur insofern als es dem Geiste zu höheren Zwecken dient. In dieser Weise spricht sich unser Dichter überall aus. Nur an einer Stelle scheint er den mäßigen Sinn, der ihn sonst nie verläßt, zu verleugnen und eine blinde Leidenschaftlichkeit zu verrathen, wie sie dem Fanatiker eigenthümlich ist. Od. III 24, Vers 45—50 heißt es:

Vel nos in Capitolium,
Quo clamor vocat et turba faventium
Vel nos in mare proximum
Gemmas et lapides aurum et inutile,
Summi materiem mali,
Mittamus, scelerum si bene poenitet.

Laßt uns zum Kapitolium,
Dahin ruft das Geschrei, dränget des Volkes Strom,
Laßt uns dort in die Meeresfluth
Perlen, Edelgestein sammt dem Verderber Gold —
Denn das stiftet das ärgste Leid —
Tragen, fühlen im Ernst wir um die Sünden Reu.

Das wäre ohne Zweifel eine große Thorheit. Aber diese ganze Stelle rührt auch gewiß nicht von Horaz her. Vergl. den zweiten Beitrag zur Würdigung Horazischer Dichtweise S. 33 - 36. Und so wird es erlaubt sein zu der Behauptung zurückzukehren, daß Horaz ein Freund weiser Mäßigung sei. Ep. I, 18, 9 lehrt er mit Aristoteles:

Virtus est medium vitiorum et utrimque reductum.

Tugend liegt in der Mitte der Fehler; das Aeußerste flieht sie.

Uebereinstimmend damit sagt er in dem berühmten Briefe I, 6, 15, in welchem er das nil admirari oder die Geistesfreiheit als Blüthe der Weisheit rühmt,

Insani nomen sapiens ferat, aequus iniqui,
Ultra quam satis est virtutem si petat ipsam.

Thor muß heißen der Weise und grausam heißen der Milde,
Wenn in der Tugend sogar maßlos sein Eifer ihn fortreißt.

Diesen Ausspruch hat man neuerdings als einen Mißklang in dem Ganzen ansehen wollen; denn im Ernst könne man doch nicht von Uebertreibung im Streben nach Tugend reden. Das widerstrebe ganz dem hohen Ernste des Briefs. Auch widerspreche es dem Vorigen, da die verlangte Geistesfreiheit mit der Tugend selbst zusammenfalle, mithin das Ringen nach dieser nicht gleichzeitig als Uebermaß verboten werden könne. Die Auflösung dieser Schwierigkeit soll darin bestehen, daß die zwei Verse durch ein zu ergänzendes inquit oder inquit aliquis an das Vorhergehende angeknüpft seien. Auf die Zumuthung des Dichters nämlich, ein vollkommenes Tugendbild zu sein, entgegne jener, daß das zu viel verlangt sei: der Philosoph, welcher ein solches Ideal erstrebe, sei ein Tollhausnarr und wer, sonst ein billiger Mann, dieses Uebermenschliche andern zumuthe, ein Unbilliger. Darauf soll Horaz sagen: Gut! Willst du nicht nach dem Ideal streben, so fang lieber gar nicht an! Suche dein Glück auf dem Wege des Lebensgenusses und der Ehrsucht. Aut — aut. Nur mit ganzer Seele und aller Kraft ein Freund entweder der virtus oder der voluptas. Kennst du etwas besseres als dieß, nämlich als die Klarheit und Consequenz im Denken und Wollen, so sag's; wonicht, so folge meinem Rath und wähle mit Entschiedenheit zwischen beiden Wegen zum Lebensglück.

Es ist kein Zweifel, daß den Ton des Briefes strenger Ernst kennzeichnet; aber dieser Ernst ist mit herber Satire stark versetzt. Die beiden ersten Verse stellen das Thema des Dichters auf, daß innere Unabhängigkeit oder Geistesfreiheit allein den Menschen glücklich machen und erhalten könne. Hierauf wird bis Vers 8 das Wesen der Freiheit und dann das der Unfreiheit geschildert. Offenbar nimmt die Schilderung von dieser einen ungleich größeren Raum ein, ja selbst in die Characteristik der Freiheit sind überwiegend viele Bestimmungen aufgenommen, die das Wesen des Unfreien bezeichnen. Der zweite Theil des Briefs von 28—66 enthält zuerst eine Ermahnung zur Ausübung des nil admirari oder zur Bethätigung der Geistesfreiheit, indem man das Leben durch Tugendübung gestalte. Gewiß hätte der Dichter dieß durch Beispiele anschaulich und eindringlich machen können; aber er hat es unterlassen Bilder von Menschen zu zeichnen, welche die innere Unabhängigkeit errungen haben oder erstreben. Das ist ganz dem satirischen Character der Dichtung gemäß. Dieser bringt es auch mit sich, daß Horaz schon vom 31. Verse an die satirische Aufforderung folgen läßt das unvernünftige Gegentheil zu thun und an äußere Dinge, wie Gelderwerb, Ansehen bei der Welt, Wohlleben, Liebeslust sein Herz zu hängen. Natürlich geht des Dichters Meinung dahin, daß kein Vernünftiger das Widersinnige thun wolle oder könne, und dem gemäß ist die Ausführung auch so gestaltet, daß der Leser sich zu der Ansicht hingedrängt fühlt, daß das einzige Heil in der Freiheit des Geistes zu finden sei.

Diesem Inhalt und Ton des Briefes widerstrebt der Gedanke auf keinen Fall, daß man sich selbst in dem Streben nach Tugend vor Uebertreibung zu hüten habe. Denn der Gedanke ist wahr und keineswegs von der Art, daß er nicht jedem Orte angemessen genannt werden dürfte. Und gibt es wirklich eine Stätte, wo man vor Uebertreibung im Streben nach Tugend nicht warnen darf, so muß das eine Stätte sein, an welcher die Stimme der Wahrheit nicht gehört wird. Nach dem Wortlaute bei Horaz scheint zwar eine Uebertreibung unmöglich zu sein. Denn jemehr man nach seinem Rathe die Mitte hält, desto tugendhafter ist man ja. Aber die rechte Mitte zu finden ist doch nicht so leicht, oft und vielleicht gerade in den wichtigsten Fällen ist das Sache des Genius, nach Aristotales des ὀρθὸς λόγος, d. h. der practischen Urtheilskraft. Aber wie die Welt beschaffen ist, so verfallen die Menschen nur zu leicht in Extreme. Horaz sagt:

Dum vitant stulti vitium in contraria currunt.

Fehler vermeidet der Thor so daß er in Fehler hineinrennt.

Das Extrem aber ist nie gut, sondern immer tadelnswerth. Wie wenn einer den Fehler der Knickerei vermeidet, aber ein Verschwender ist, oder den Vorwurf stumpfer Gleichgültigkeit nicht verdient, aber einer zügellosen Begierde z. B. des Wissens verfällt, welche von Wissenschaftlichkeit und Weisheit ebenso entfernt ist, wie Verschwendung von Freigebigkeit. Wenn also der Dichter den tadelt, der mehr als es genug sei nach Tugend strebe, so geräth er nicht in Widerspruch mit sich selbst. Uebrigens ist ja bekannt, daß Horaz auch sonst den falschen Idealismus verspottet, der sich in Uebertreibungen gefällt und von den Bedingungen der Wirklichkeit losreißt. Ja wenn er jetzt lebte, würde das Geschlecht derer ein Gegenstand seines auserlesensten Spottes sein, welche sich und andere mit eitlem Wahn ängstigen und in mißverstandenem Eifer Gott näher zu rücken das lästern und verdammen, wodurch der Mensch auf dieser Erde wird, wächst und gedeiht.

Der Geist, in welchem Horaz seine Satiren gedichtet hat, der Kunstgebrauch, dem er huldigt, die Stellung, welche er der ersten Satire gegeben: dieß alles hat den über dieselbe ausgesprochenen Tadel von vorn herein wenig berechtigt erscheinen lassen. Nähere Betrachtung hat auch gezeigt, daß die von den Kritikern gemachten Ausstellungen ganz unbegründet sind. Vielmehr hat Horaz den Forderungen des Verstandes in der Anordnung seines Werkes eben so genügt, als sein sittlicher Standpunct in der Beurtheilung der Habsucht vollkommen berechtigt ist. Und da er noch dazu so glücklich gewesen ist mit der Verspottung der Thoren den Ausdruck seines eigenen edlen Wesens zu verbinden, so ist die Behauptung gerechtfertigt, daß das erste Stück die Reihe der Satiren auf eine würdige Weise eröffnet.

Die Versuche zu beleuchten, welche Andere gemacht haben, um Horaz entweder zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen, ist nicht unbedingt nöthig; denn das Wahre enthält zugleich die Widerlegung des Irrthums; aber überflüssig ist es doch nicht. Daher mögen noch folgende Bemerkungen hier einen Platz finden.

Nach Kirchner hat der Dichter in der Einleitung gezeigt, daß die Ursache der Unzufriedenheit nicht in dem Gegenstande selbst und dem Lebensberufe eines Jeden liege, da sie bei angebotener Wahl ebensowenig mit einem andern Lebensloose tauschen würden, vielmehr in ihnen selbst, in ihren Wünschen und Begierden, welche sie über den gegenwärtigen Genuß hinausführen. Die eigentliche Quelle dieser Thorheit sei die nimmersatte Hab- und Gewinnsucht. Wäre diese Auffassung richtig, so müßten die Personen, welche in dem Eingang und zu Anfang des ersten Theiles genannt werden, dieselben sein; aber sie sind es nicht. Die Unzufriedenen, mit welchen sich der Eingang der Satire beschäftigt, sind Vertreter verschiedener Stände; die welche in den Versen 28 und 29 aufgezählt werden sind Menschen, welche verschiedene Erwerbszweige pflegen. Jene sind im Wesentlichen befriedigt und nur unter gewissen Umständen unzufrieden, diese haben einen dauernden Kampf mit Beschwerden auf sich genommen, um sich etwas zu erwerben. Der Landwirth Vers 9 ist ein anderer als der Ackersmann Vers 28, welcher mit saurer Mühe sein Feld bestellt, der Kaufmann ein anderer als der Schiffer, und was die Hauptsache ist, an die Stelle des ehrenwerthen Rechtsgelehrten tritt geradezu der betrügerische Schenkwirth. Die Personen in den genannten Versen scheinen also bei flüchtiger Betrachtung dieselben zu sein, aber sie sind es nicht. Warum aber, so kann man fragen, hat der Dichter sich so ausgedrückt, daß man glauben kann sich noch in demselben Personenkreise zu befinden? Warum, so könnte man dagegen fragen, hätte er es nicht thun und sich nach andern Beispielen umsehen sollen? Und gewährt ihm sein Verfahren nicht den Vortheil einer leichteren Gedankenbewegung, einer gefälligeren Anknüpfung? Denn Horazens Gedankengang ist zwar bisweilen sprungartig, aber gerade in den Uebergängen von einem Theil zum andern bemerkt man oft das Bemühen, den Leser aus einem Gedankenkreise sanft und unbemerkt in den andern fortgleiten zu lassen.

Wunderbar ist übrigens, daß Kirchner selbst den Unterschied der Persönlichkeiten genau erkannt und nachgewiesen hat, ohne doch die nothwendige Folgerung zu ziehen, daß die Unzufriedenheit jener zu den rastlosen Bestrebungen dieser nicht in der von ihm angenommenen Beziehung stehen kann. Die thörichten Wünsche des Rechtsgelehrten, des Gutsbesitzers, des Kriegsmannes und des Kaufherren verstummen, wenn ihnen ein Gott den, wie es schien, so heiß gewünschten Tausch gewährt: sie sind geheilt. Wie kann da noch von der nie rastenden Begierde zu erwerben die Rede sein?

Gegen Kirchner ist jüngst bemerkt worden: Wenn Kirchner unter dem wiedergenannten agricola, miles, nauta einen gemeinen Pflüger, Soldaten, Schiffer verstanden wissen will, (nicht wieder, wie in der ersten Stelle, einen vornehmen Gutsbesitzer, Militär, Schiffsherrn) so thut er dem Geiste der Stelle Gewalt an. Denn die Proletarier, die bloß ihr täglich Brod verdienen wollen, können bei einer Diatribe gegen Geiz und Habsucht nicht in Betracht kommen, sondern nur die Besitzenden können es, die immer noch reicher als reich werden wollen. Allein von Proletariern redet weder Horaz noch sein Erklärer Kirchner: es ist von Menschen gewöhnlichen Schlags die Rede, welche, auf den Erwerb erpicht, ewig zusammenscharren und aus Gier nie zum Genusse kommen. Ja wenn sie auch ursprünglich arme, mit ihrem persönlichen Kapital den Schwankungen der Verhältnisse bloßgestellte Arbeiter, ja Bettler gewesen sein sollten, so sind sie es nicht geblieben, sondern haben etwas erworben, wenn auch nicht die Weisheit das Leben und seine Güter recht zu genießen.

Nach der neuesten Ansicht will der Dichter in der Einleitung den Widerspruch hervorheben, daß die Menschen über ihren Beruf klagen und ihn doch nicht gegen einen andern austauschen mögen. Dieser Widerspruch erkläre sich aus ihrer unersättlichen Habsucht. Allein die in der Einleitung und die späterhin Genannten sind eben nicht aus demselben Gesichtspuncte zu betrachten: unersättliche Habsucht ist nicht der Fehler der Leute, über welche der Eingang der Satire scherzt, ja diese denken gar nicht an den Gewinn, sondern verwünschen ihren Beruf nur, weil sie augenblicklich von einer Unannehmlichkeit peinlich bedrängt sind. Damit fällt auch der Vorwurf, daß Horaz eine tadelnswerthe Freiheit sich genommen, indem er die Glieder des Satzes, statt sie eng zu verbinden, auseinander gerissen habe. Er hat nicht die unverzeihliche Plattheit sich zu Schulden kommen lassen auf die Frage: Warum ist Jedermann mit seinem Berufe unzufrieden die Antwort folgen zu lassen: Weil er mit Beschwerden verbunden ist, sondern der Gedankengang ist der: Die allgemeine Unzufriedenheit mit dem beschiedenen oder gewählten Lebensloose rührt daher, daß die Menschen in dem Augenblicke, wo sie mit unvermeidlichen Beschwerden ihres Standes zu kämpfen haben, Menschen anderer Stände beneiden, die von diesem Ungemach nicht heimgesucht sind. Daß das eine Thorheit sei, müssen sie selbst eingestehen und so sich beschämt zurückziehen. So sind diese Leute lächerlich; über die in anderer Weise sich äußernde Habsucht könnte der Dichter zwar auch, wie er selbst sagt, mit lachendem Munde die Wahrheit sagen, aber er zieht den Ton des Ernstes vor, ohne darum auf den Scherz völlig zu verzichten, zu dem er am Ende seines Werkes ausdrücklich zurückkehrt.
